



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

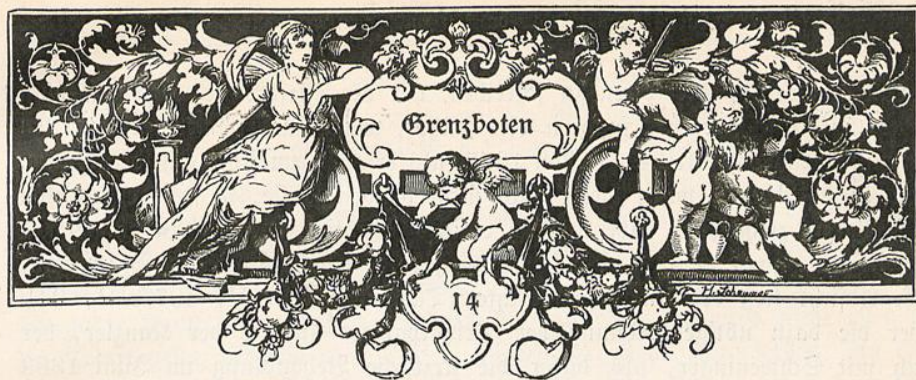
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

Von Otto Kaemmel



Ohl noch niemals hat ein großer Staatsmann schon bei Lebzeiten, absichtlich und unabsichtlich, so dafür gesorgt, daß sein Wirken in das helle Licht der Geschichte gerückt und die Legende, die sich um jede hervorragende Persönlichkeit alsbald zu bilden pflegt, zerstört werde, wie Fürst Bismarck. Zu dem, was er durch andre, namentlich Sybel und Poschinger, über die von ihm größtenteils gemachte Geschichte der letzten Jahrzehnte sammeln und darstellen ließ, was er wenigstens vor der Veröffentlichung kontrollierte, oder was er endlich in Reden und Gesprächen an historischem Stoffe vorbrachte und unbekümmert von seinen Zuhörern weitererzählen ließ, sind jetzt seine eignen Denkwürdigkeiten getreten, mit einer Spannung erwartet und mit einem leidenschaftlichen Interesse ergriffen, wie kaum ein ähnliches Buch. Mit Recht, denn es ist ein unvergänglicher Besitz, ein *κείμενον ἐς αἰῶνα* für unser Volk. Doch die historische Kritik hat noch kaum eingesetzt und wird noch lange Zeit brauchen, um die Fülle von Bausteinen, die das Buch bietet, in dem mächtigen Bau der Zeitgeschichte an der richtigen Stelle und in der richtigen Weise einzufügen. Dazu aber gehört vor allem, wie bei jedem historischen, namentlich selbstbiographischen Werke, die Kenntnis seiner Entstehung. Was darüber das Vorwort des Herausgebers bietet, ist unvollständig und unbedeutend; auch Dr. Schweningen scheint vom Gange der eigentlichen Arbeit wenig Genaueres gewußt zu haben (vgl. seine eben bei Hirzel erschienene Schrift: Dem Andenken Bismarcks 3 ff.). Einen viel tiefern Einblick gewährt das, was der vertraute Gehilfe des Fürsten Lothar Bucher darüber brieflich und mündlich seinem Freunde Moritz Busch mitgeteilt und dieser selbst von Bismarck erfahren hat.

Grenzboten II 1899

1

Den Vorsatz, Memoiren zu schreiben, hat der Fürst keineswegs erst nach seiner Entlassung gefaßt, sondern viel früher, wenn auch immer nur für den Zeitpunkt seines Rücktritts. Schon 1877, als er aus dem Amte scheiden wollte, sagte er zu Bucher, wenn dieser auch nicht bleiben wolle, so solle er zu ihm nach Barzin ziehen, er habe ihm da einiges Wichtige aus der Vergangenheit zu diktieren, was er sich aufgeschrieben habe. Eine Anspielung Buschs auf diese Absicht ließ er damals unbeachtet (Tagebuchblätter II, 487. III, 94). Aber die dazu nötige Ordnung der Privatpapiere äußerte der Kanzler, der auch mit Schweningen, als dieser die ärztliche Behandlung im Juni 1883 übernommen hatte, gelegentlich „über eine litterarische Thätigkeit, die er ergreifen könnte, falls er einmal aus dem Dienste ausscheiden würde,“ sprach (S. 3), schon im November 1883 Busch übertragen zu wollen (III, 165 vgl. 208); doch erwartete dieser später, als Bucher im Mai 1886 zur Disposition gestellt worden war, daß dieser selbst, da er sich in wichtigen Punkten besser dazu eigne, die Aufgabe übernehmen werde (III, 208. 209). Schließlich wurde trotzdem Busch damit betraut, und er arbeitete eifrig im Oktober und November 1888 in Friedrichsrub daran (III, 253 ff. 259 ff.). In den Tagen, die der Entlassung des Reichskanzlers unmittelbar vorangingen und folgten, gewann der alte Vorsatz auch auf Schweningers eifriges Betreiben (S. 7 f.) festere Gestalt. Als Busch ihn auf seine Veranlassung am 15. März 1890 aufsuchte, war der Fürst mit dem Zusammenpacken von Papieren beschäftigt, wies auf die schon früher geordneten Mappen hin, sagte ihm, diese und andre neue solle er ihm durchsehen, und setzte als Begründung hinzu: „Denn ich will jetzt meine Memoiren schreiben, und dabei sollen Sie mir helfen.“ — „Wenn ich in Friedrichsrub bin, so kommen Sie hin, und dann arbeiten wir zusammen.“ Busch solle die wichtigsten Papiere abschreiben und die Abschriften bis auf weiteres behalten (III, 275 ff.). Als Busch ihm am 22. März die ihm mitgegebenen Schriftstücke geordnet überbrachte, legte sie der Fürst zurück mit der Bemerkung, er solle nicht vergessen, wo das Couvert liege, „wenn wir in Friedrichsrub die Memoiren machen“ (III, 280). Einige Briefe Kaiser Wilhelms I. übergab er ihm gleich damals zur Veröffentlichung in den Grenzboten.

Als der Fürst nach Friedrichsrub übergesiedelt war, fand er in Dr. Rudolf Chryfander einen Privatsekretär, der ihm, wie man annahm, bei der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten an die Hand gehn werde (III, 296). Doch wurde dann im April Bucher für den Mai nach Friedrichsrub berufen, und er erwartete, mit Busch „zusammen angespannt“ zu werden (Brief an Busch, III, 297), der sich selbst auch dem Fürsten wiederholt zur Verfügung stellte (11. und 19. April) und von diesem eine zustimmende Antwort erhielt (III, 296. 298). Allein ein Gehirnschlag, der Busch am 20. Mai 1890 traf, machte diesen für längere Zeit arbeitsunfähig (300 f.), und Bucher blieb allein. Er hatte zunächst die schon früher von Busch durchgesehenen Papiere zu

registrieren, dann fünf- bis sechstausend Briefe, unter denen wenig Politisches war, chronologisch zu ordnen; aber am 15. Mai schrieb er an Busch: „von einer Verarbeitung des Materials ist bis jetzt keine Rede,“ und noch im Juli: „Wann es dazu [zum Verarbeiten] kommen wird, ist noch nicht abzusehen. Mit der komischen, sich selbst ironisierenden Verzweiflung, die Sie an ihm kennen, beklagt er sich, daß er jetzt gar keine Zeit habe, zu nichts kommen könne. Vorläufig scheint er sich selbst damit zu rechtfertigen, daß doch erst der ganze Stoff chronologisch geordnet sein müsse — er wird nicht eher an die Arbeit gehn, als bis Sie [Busch] wieder hergestellt sein werden. An eine Heranziehung Poschingers ist kein Gedanke“ (III, 300. 301 f.). Und doch war schon am 6. Juli ein Verlagsabkommen mit dem Hause Cotta (Kröner) getroffen worden. Nicht besser stand es noch zu Anfang Oktober, als Bucher aus Barzin (am 3. Oktober) an Busch schrieb: „Es wird nichts produziert“ (303). Erst am 14. desselben Monats konnte er dem Freunde melden: „Er hat seit einigen Tagen angefangen zu diktieren, aber noch ohne rechten Zusammenhang, abwechselnd aus verschiedenen Jahren. Es ist also vorläufig nur Rohmaterial“ (304). Auf Schweningers Betreiben, der schon aus Gesundheitsrücksichten eine regelmäßige Beschäftigung dringend empfahl (305. 307. 308. 324, vgl. Schweningen 7 ff.), diktierte der Fürst, wie Bucher am 22. Dezember Busch selbst erzählte, nun täglich aus seinen Erinnerungen, und Bucher schrieb stenographisch nach. „Aber es sind nur Bruchstücke ohne Zusammenhang und mit häufigen Irrtümern in den Daten. So über 1848, was ganz interessant war, aber erst mit Wolfs Chronik verglichen und berichtigt werden mußte. — — Zwar hat er mich schon einen ganzen Haufen stenographieren lassen, und es ist natürlich manches Neue und Wertvolle darunter, aber oft ist ein Bericht nicht zuverlässig, und vorzüglich glaubt er manchmal was gesagt oder gethan zu haben, was er hätte sagen oder thun sollen, was er aber unterlassen hat oder wenigstens so, wie er behauptet, nicht gesagt oder gethan haben kann. Und vom Wichtigsten hört er zuweilen ganz auf, wie ein versiegendes Wasser, und kommt nicht wieder darauf zurück. So fing er neulich an, von seinem Verhältnis zu Napoleon vor 1870 zu sprechen, ließ es aber dann fallen, und ich brachte ihn seitdem nicht wieder zu zusammenhängender Erzählung davon.“ Dazu komme der Übelstand, daß er auch auf die Gegenwart warnend und belehrend wirken wolle und danach oft seinen Gegenstand auswähle, um Betrachtungen derart daran zu knüpfen. So habe er einen Rückblick auf den Vertrag von Reichenbach 1792 nur eingefügt, weil er fürchte, der Kaiser werde nicht besonnen genug zwischen Wien und Petersburg lavieren, und weil damals die Verhältnisse ganz ähnlich gelegen hätten; man habe damals auch nicht recht gewußt, was man wollte, und es auf a mere show of power abgesehen (jetzt Gedanken und Erinnerungen I, 271 f.), was doch keineswegs der historischen Wahrheit entspreche. Bucher war mit seiner eignen Aufgabe sehr unzufrieden, hatte aber auch keine Lust, die Sache zu kritisieren und zu redigieren, weil das zu viel Mühe und

Verantwortlichkeit mache, und weil es [in Barzin und Friedrichsruh] an Büchern zum Nachschlagen und Vergleichen fehle (305 ff.).

Als Busch, einer Aufforderung des Fürsten folgend, am 18. März 1891 in Friedrichsruh eintraf, zeigte ihm Bucher einen „ganzen Haufen von Dictaten, aus dem Stenographischen übertragen, wohl sechzig Druckbogen nach seiner Schätzung“ (310), wobei er übrigens von den durch Busch 1888 geordneten Schriftstücken noch wenig zu Gesicht bekommen habe, und gab ihm „ein schweres Paket“ mit der Aufschrift „Nikolsburg“ zur Durchsicht. Dieses enthielt also den Kern des 20. Kapitels in den „Gedanken und Erinnerungen,“ aber nach der ziemlich genauen Inhaltsangabe, die Busch über das Paket III, 312 giebt, daneben noch eine Menge von Abschweifungen in Erzählungen früherer Vorgänge und in Betrachtungen über die zukünftige Politik, aus denen dann in dem nun vorliegenden Werke selbständige Kapitel (so 5. 6. 10. 12) ganz oder teilweise hervorgegangen sind. Gesichtet und umgearbeitet war damals überhaupt noch nichts, der Fürst hatte vielmehr „noch keine Zeile davon wieder angesehen“; ja Bucher meinte, „schwerlich werde aus der Sache noch etwas werden, jedenfalls sei er sich noch nicht klar darüber, ob es schon bei Lebzeiten oder erst posthum zu veröffentlichen sei.“ Dies bestätigte der Fürst ein paar Tage später Busch selbst: „Es wird wahrscheinlich zuletzt nichts daraus werden. Ich habe keine Akten, und wenn ich mich auch an die Hauptsachen erinnere — sehr deutlich —, so kann man doch die Einzelheiten seiner Erlebnisse und Erfahrungen im Laufe von dreißig Jahren nicht im Gedächtnis behalten.“ Von einer Veröffentlichung bei Lebzeiten aber halte ihn das monarchische Prinzip ab, das er von 1847 an immer vertreten und hochgehalten habe wie eine Fahne, und verschweigen dürste er doch ebenso wenig. Wenn das Buch aber nach seinem Tode herauskäme, da würde es heißen: „Da habt ihrs, noch aus dem Grabe heraus — welch ein abscheulicher alter Kerl!“ (310. 314). Busch zu der Arbeit heranzuziehen, daran dachte Bismarck damals offenbar nicht mehr, aber er setzte voraus, daß dieser einmal nach seinem Tode „eine innere Geschichte unsrer Zeit nach guten Quellen schreiben“ werde (315). Er gab ihm denn auch einige Papiere zum Abschreiben und Abdrucken mit (316. 317. 319).

Mit den Denkwürdigkeiten nahm es auch nachher nicht den gewünschten Fortgang. Am 26. Juni 1891 schrieb Bucher verdrießlich: „Wenn ich den Stein ein Stück bergauf gewälzt habe, so rollt er wieder hinunter“ (322). Busch nahm daraus die Anregung, auf das Angebot Kröners vom 23. Juni, ihm eine größere Biographie Bismarcks zu schreiben, einzugehn, zumal da der Fürst auf eine Anfrage Buchers diesem deshalb geantwortet hatte: „Ich habe gar nichts dagegen. Ich habe doch zuweilen das Gefühl, daß es einmal schnell mit mir zu Ende geht. Es ist mir lieb, noch manche Irrtümer viva voce berichtigen zu können. Busch hat viel Material“ (322). Busch wollte aber die Biographie (die natürlich nicht mit seinen Tagebuchblättern zu verwechseln ist)

nur in der Voraussetzung unternehmen, daß die Denkwürdigkeiten in den nächsten Jahren nicht veröffentlicht würden, weil der Zwerg dem Riesen nicht Konkurrenz machen könne, und hoffte dann Bismarcks Diktate für seine Zwecke benutzen zu dürfen (323). Die Antwort Buchers vom 1. September 1891 schien diese Voraussetzung zu bestätigen, denn dieser schrieb mißmutig: „Aus den Memoiren wird nie etwas werden, und wenn er und ich noch zehn Jahre leben. Das Haupthindernis ist seine »Faulheit«, wie er selbst sich ausdrückt. Meine Arbeit kann ja nur darin bestehen, das Chaos von Diktaten zu zerschneiden und die Stücke zu Mosaikbildern zu vereinigen, außerdem seine Chronologie richtig zu stellen, die ganz unzuverlässig ist und natürlich die Kausalverbindungen fälscht. Was er zu thun hat, ist, die von mir hergestellten Kapitel und die einschlagenden Briefe, die ich dazu gelegt habe, zu lesen, und dazu ist er nicht zu bringen. Von den vierzehn Kapiteln, die ich seit dem September v. J. vorgelegt habe, hat er bei meiner Abreise von Rissingen eins ganz und eins nur zum Teil gelesen! In vier wichtigen Fällen habe ich ihn durch Richtigstellung seiner Chronologie zu dem Geständnis genötigt, daß die Sache allerdings nicht so gewesen sein könne, wie er sie diktiert hatte, aber keine Erklärung herausquetschen können, wie es denn sonst gewesen sei. Ich bin der Verzweiflung nahe und wäre sehr zufrieden, wenn meine Arbeit eingestellt und der ganze Wust an Sie ausgeliefert würde. Wie er darüber denken wird, weiß ich nicht; aber machen Sie immerhin den Versuch“ (324). Das that denn auch Busch durch ein an den Kanzler gerichtetes Schreiben vom 10. September, aber dieser antwortete am 14. ablehnend mit der Bemerkung: „Meine eignen Niederschriften und Diktate kann ich — noch nicht zur Verfügung stellen. Die Veröffentlichung des Inhalts ist für jetzt weder direkt noch indirekt thunlich.“ Das von Busch beabsichtigte Werk werde er aber gern vor der Veröffentlichung durchsehen (328). Infolge dieses Bescheids gab Busch seinen Plan, eine Biographie zu schreiben, überhaupt auf (330).

Bucher, der auch vor Weihnachten wieder längere Zeit in Friedrichsruh verweilt hatte, sagte sehr verstimmt am 5. Januar 1892 zu Busch: „Da [an den Memoiren] arbeitet man in jeder Beziehung ohne Erfolg und Freude. Es ist ein ganz hoffnungsloses Abmühen und giebt nichts für die Geschichte. Nicht nur, daß sein Gedächtnis mangelhaft und sein Interesse für das, was wir fertig haben, gering ist — er hat bis jetzt nur wenig von meinen Paketen wieder durchgesehn —, sondern er fängt an, auch zu entstellen, und zwar selbst bei klaren ausgemachten Thatsachen und Vorgängen,“ was er dann mit einer Reihe von Beispielen belegte. — „Zu den Arbeiten für die Memoiren wird jetzt auch ein alter Kopist zugezogen werden, da Chrysanter, dem ich mein Stenogramm in Übersetzung diktiere — das Abschreiben nicht mehr überwältigen kann. Sie sollen den Söhnen als Vermächtnis bleiben, werden aber schwerlich veröffentlicht werden von ihnen. — Höchstens ließe sich einmal ein letztes Kapitel über die Vorstadien seiner Verdrängung und seines schließlichen Rück-

tritts drucken, über die sich Herbert reichliche und zuverlässige Aufzeichnungen gemacht hat“ (330. 332).

So stand es mit den Denkwürdigkeiten im wesentlichen noch, als Bucher am 12. Oktober 1892 fern von der Heimat starb. Nur der Teil des Werks, der die letzten beiden Jahre der Amtsthätigkeit des Reichskanzlers, die Zeit von 1888—90 behandelte, war wirklich druckfertig, alles andre noch nicht. Am Ganzen war Buchers Anteil offenbar sehr groß gewesen. Er hatte nicht nur den Fürsten fortwährend zur Erzählung angeregt, diese Diktate stenographisch aufgenommen und dann in die gewöhnliche Schrift übertragen lassen, sondern er hatte auch den zunächst bunt durcheinander liegenden Stoff geordnet, in Kapitel geteilt, Irrtümer und Widersprüche hervorgehoben und die Berichtigung veranlaßt. Gerade in dieser wichtigen Seite seiner Thätigkeit war er ganz unerseßlich, denn es handelte sich dabei offenbar nicht wesentlich um falsche Datierungen, die jeder berichtigen konnte, sondern um Irrtümer in den Thatfachen und ihren Zusammenhängen, die nur der langjährige vertraute Mitarbeiter des Reichskanzlers während seiner größten Zeit (1864—86) genau kannte. Aber obgleich, wie Schweningen S. 12 mitteilt, nach Buchers Tode nicht mehr viel Neues zu dem Vorhandnen hinzukam, so gelang es doch, den Fürsten zu immer erneuter Durchsicht, Verbesserung und Ergänzung des 1893 (nach einem Besuche Kröners in Friedrichsruh am 2. Mai, Tagebuchblätter III, 334) zu seiner Erleichterung schon im Manuskript gedruckten Entwurfs zu veranlassen.

Ein geschulter und sorgfältig arbeitender Historiker, Professor Horst Kohl, übernahm dabei die Aufgabe, „die eingestreuten Schriftstücke nach den Urschriften richtig zu stellen, kleine Irrtümer in der Angabe von Daten oder der Schreibung von Namen, die der Mangel an amtlichem Material verschuldete, zu bessern, in Fußnoten auf ähnliche Äußerungen des Fürsten in seinen politischen Reden aufmerksam zu machen und litterarische Nachweise zu geben“ (Vorwort S. VI).

Auch in dieser vielfach veränderten Gestalt trägt das Buch selbstverständlich die Spuren seiner Entstehungsgeschichte. Vor allem ist es natürlich kein Werk aus einem Guffe. Der Verfasser greift in seinen Erzählungen und Betrachtungen bald weit vor, bald weit zurück. Er stellt z. B. die Bemerkungen über sein Verhältnis zu König Ludwig II. und den dieses erläuternden Briefwechsel, der erst mit dem Ende des Jahres 1870 beginnt, an den Schluß des ersten Bandes, indem er dabei an sein erstes Zusammentreffen mit ihm 1863 anknüpft. Die Möglichkeit eines Kriegsbundes mit Rußland 1863 wird erst im Zusammenhang mit dem Ende des Krieges von 1866 erörtert (II, 62 ff.) statt beim dreizehnten Kapitel I, 306 f. (Die Alvenslebensche Konvention 1863), die Rolle der Kaiserin Eugenie 1870 nicht bei der Vorgeschichte des französischen Krieges, sondern im Zusammenhange mit dem Verhältnis zu Frankreich nach 1871 (II, 168 f.). Die Betrachtung über die Beziehungen zu Rußland unter Alexander II. bis nach 1878 wird in die Schilderung der Gefahren einer diplomatischen Ein-

mischung in den Krieg mit Frankreich 1870 mit eingeflochten (II, 106 ff.) u. dgl., wie eben der Fürst im Zusammenhang seiner Diktate auf diese an sich abliegenden Gegenstände gekommen war. Daran ist natürlich gar nichts zu beklagen, als etwa der Mangel jedes Registers zu diesen Bänden, das es dem Leser erleichtern würde, solche Beziehungen wieder aufzufinden; an sich macht diese oft bunte Anordnung gerade den Eindruck der frischen Unmittelbarkeit.

Damit hängt nun ein zweiter Charakterzug des Werks zusammen. Es ist weder als Zeitgeschichte noch als Biographie vollständig, es läßt vielmehr zwischen den erzählten Ereignissen große Lücken. Nicht nur bringt es über die Jugendentwicklung bis zum Abgange vom Gymnasium 1832 nichts weiter als das Schlußresultat mit dem höchst bezeichnenden Anfangssatz, der das ganze Werk eröffnet: „Als normales Produkt unsers staatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei,“ sondern es ist auch als Ganzes nur eine Reihe von ausgewählten Erzählungen und Betrachtungen, genau dem Titel: „Gedanken und Erinnerungen“ entsprechend. Gern hörten wir ihn z. B. eingehender erzählen über die Vorgeschichte der beiden großen Kriege von 1866 und 1870, selbst über seine Thätigkeit in ihrem Verlaufe, die nur in einzelnen ihrer Abschnitte geschildert wird, über die Sozial- und Wirtschaftspolitik, die nur gestreift, über die Kolonialpolitik, die gar nicht erwähnt wird, selbst über das Dreikaiserbündnis, das im Zusammenhange fast nur als eine Vorstufe des mitteleuropäischen Dreibundes erscheint. Manche dieser Lücken läßt sich aus der sonstigen zum Teil von Bismarck selbst angeregten Litteratur genügend ergänzen; woraus sie sich ja auch mit erklären mögen, aber keineswegs alle. Vor allem hätte man über die Stellung Bismarcks zu der spanischen Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern, die den Anstoß zur französischen Kriegserklärung gab, nähere Aufklärung gewünscht. Denn seitdem aus den Enthüllungen des Generals Lebrun die Verhandlungen über ein französisch-österreichisch-italienisches Kriegsbündnis, aus den Tagebüchern des Königs Karl von Rumänien die energische Förderung der hohenzollernschen Kandidatur durch Bismarck und die spanische Sendung seines Vertrauten Lothar Bucher und des Generalstabmajors Max von Versen — über die jetzt auch dessen Biographie aus der Feder Werthern's wertvollen, wenngleich keineswegs erschöpfenden Bericht gegeben hat — allgemein bekannt geworden sind, genügt eine Darstellung wie die II, 78 ff. gegebene, soviel man auch zwischen den Zeilen lesen mag, nicht mehr, denn sie läßt den vorwärts drängenden Einfluß des Kanzlers nicht erkennen und läuft doch darauf hinaus, daß Preußen und der Norddeutsche Bund amtlich mit dieser in erster Linie spanischen Angelegenheit nichts zu thun gehabt haben; was formell ebenso unzweifelhaft richtig wie sachlich ohne besondere Bedeutung ist; sie sagt auch nichts darüber, inwieweit Bismarck von jenen Bündnisverhandlungen Kenntnis

hatte und wie diese Kenntnis auf seine Entschlüsse wirkte, sie läßt ebenso die zweifellos vorhandenen Abmachungen mit Rußland im Dunkeln. Das kann schließlich zu neuen grundlosen Verdächtigungen der Politik Bismarcks Veranlassung geben, trotz aller wiederholten Erklärungen gegen „Präventivkriege,“ wie II, 92 f. Selbst in dem sonst so viel besprochenen Verhältnis zu Rußland fehlt jede Beziehung auf die im Frühjahr 1873 in St. Petersburg unterzeichnete geheime Konvention, der Fürst Bismarck seine Unterschrift verweigerte (Tagebuchblätter III, 349). Kurz, die Gedanken und Erinnerungen befriedigen unsere Wißbegierde in manchen recht wichtigen Punkten keineswegs, und auch Horst Kohls „Wegweiser“ bietet im wesentlichen nur einen guten Auszug, aber Ergänzungen wenig, wie z. B. S. 123 ff. die Gedanken des Kronprinzen über den Friedensschluß mit Frankreich und die endliche Einigung Deutschlands vom 14. August 1870 oder S. 168 ff. 178 ff. den Briefwechsel zwischen Wilhelm I. und Alexander II. vor und nach dem Abschlusse des deutsch-österreichischen Bündnisses 1879, der seinen Platz gewiß besser in den Denkwürdigkeiten selbst gefunden hätte und dort aus nicht recht ersichtlichen Gründen weggeblieben ist.

Doch diese Hinweise auf fühlbare Lücken mögen als unbedeutend, vielleicht gar als kleinlich erscheinen gegenüber der Fülle dessen, was das Werk wirklich bietet. Schlechthin Neues und Unbekanntes wird es so sehr viel nicht enthalten, aber zahlreiche Thatsachen treten in schärferer oder in neuer Beleuchtung, und obwohl die frische Unmittelbarkeit der Schilderung, die Fürst Bismarcks Erzählungsweise auszeichnete, in diesem Buche der Natur der Sache nach nur dann und wann hervortritt, übrigens in der ersten Hälfte noch mehr als in der zweiten: da, wo sie auftritt, ist sie nicht geringer wie irgendwo anders. Höchst lebendig mit manchen noch unbekanntem Zügen schildert er sein Verhalten in den Märztagen des Jahres 1848, wo er entschlossen die Anregung zu einer Gegenrevolution gegen die in Berlin siegreiche Demokratie zu geben versucht (I, 20 ff.); sehr merkwürdig ist der Plan des liberalen Führers Georg von Vincke, den König zur Abdankung zu bewegen, den Prinzen von Preußen von der Thronfolge zu verdrängen und eine liberale Regentschaft unter der Prinzessin Augusta für den unmündigen Prinzen Friedrich Wilhelm einzusetzen, der erste Waffengang Bismarcks mit der stolzen und energischen Fürstin (I, 36 ff.). Das gerade in jenen verhängnisvollen Tagen begründete Vertrauensverhältnis zu Friedrich Wilhelm IV., das den einfachen altmärkischen Edelmann in die diplomatische Laufbahn einführte, ihn nach Frankfurt brachte und schon unter dem Ministerium Manteuffel zum thatsächlichen Leiter der auswärtigen Politik Preußens machte, obwohl er trotz mehrfacher Aufforderungen (1852, 1854, 1856) es ablehnte, der Minister dieses Königs zu werden, das alles tritt erst jetzt mit voller Klarheit hervor, ebenso die Härte des Kampfes, den er 1862 bis 1866 mit einigen Mitgliedern des königlichen Hauses, mit dem Kronprinzen und der Königin zu führen hatte (vergl. besonders Kapitel 17

„Danziger Episode“), ferner seine von Anfang an, trotz der mannigfachen und heftigsten Gegnerschaft, fest auf ein ganz bestimmtes Ziel, die Annexion, losgehende Politik in Schleswig-Holstein, auf deren glänzendes Gelingen er immer besonders stolz war (II, 8 ff.), dann die Neutralitätsverhandlungen 1866 mit Hannover (II, 24), die dicht vor dem Abschlusse scheiterten, der Versuch, im letzten Augenblicke auch Kurhessen durch den Kurprinzen für dieselbe Haltung zu gewinnen (II, 25 f.), der heiße Kampf um die Friedensbedingungen in Nikolsburg (II, 39 ff.), und Bismarcks entscheidender Einfluß auf die Kriegführung nach der Schlacht von Königgrätz durch den Kriegsrat von Czernahora am 12. Juli (II, 37 ff.), der sein Verhältnis zum Generalstabe und seinen „Halbgöttern“ auf die Dauer verdarb. Mit hinreißender, überzeugender Klarheit entwickelt er im 21. Kapitel („Der Norddeutsche Bund“) den innigen Zusammenhang zwischen seiner inneren und auswärtigen Politik nach 1866. Bei der Darstellung des Krieges von 1870/71 (Kap. 23) legt er das Schwergewicht auf den hartnäckigen Kampf, den er vor Paris, von Moon unterstützt, mit dem Generalstabe und dem Einflusse hochgestellter Damen um die Beschließung von Paris und um seinen Einfluß auf die Leitung der militärischen Operationen zu führen hatte, da seine unzweifelhaft berechnete Anschauung, der Krieg sei nur ein Mittel zur Erreichung politischer Zwecke, bei den „Halbgöttern“ fortwährend auf Widerstand stieß. Beim Kulturkampf (Kap. 24) betont er vor allem dessen Zusammenhang mit den polnischen Bestrebungen und seinen Zweck, die Hoheit des Staates gegenüber den Herrschaftsansprüchen der römischen Kirche zu wahren, weist nach, wie erst die „Desertion“ der freisinnigen Partei ihn aussichtslos gemacht, wie er aber dem Staate trotzdem eine Reihe von dauernden Erfolgen gebracht und einen erträglichen modus vivendi herbeigeführt habe, während ein prinzipieller Ausgleich bei der Natur der römischen Kirche unmöglich sei. Sehr neu und eigentümlich tritt später sein persönliches Vertrauensverhältnis zu Kaiser Alexander III. von Rußland als eine Grundlage der Beziehungen Deutschlands zum Zarenreiche hervor (II, 157 f.).

Diesen Darstellungen sind nun glänzende Lichter aufgesetzt in Gestalt einzelner scharf und lebendig gezeichneter Bilder. Welch eine Szene im Potsdamer Schlosse, als der König am 25. März 1848 an die um ihn im Marmorssaale versammelten Gardeoffiziere eine Ansprache richtet, er sei niemals freier und sichrer gewesen, als unter dem Schutze seiner (Berliner) Bürger, und die schon über den Rückzug aus der besiegten Hauptstadt tief erbitterten Männer mit einem Murren und Aufstoßen der Säbelscheiden antworten, „wie es ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nie wieder hören wird“ (I, 26). Oder wie er am 22. September 1862 den König Wilhelm in Babelsberg umstimmt (I, 267) und ihn in Jüterbogk „bei seinem preussischen Offiziersportepée faßt“ (I, 283 ff.), ein Auftritt, den er gern immer wieder erzählt hat, und wie er ihn dann in Baden-Baden im August 1863

vom Besuche des Frankfurter Fürstentags mit dem Aufgebot aller Kraft zurückhält (I, 340). Oder sein ganz persönlicher Zusammenstoß mit dem Kronprinzen im September 1863, der ihm mit einem „feindlichen Ausdruck olympischer Hoheit“ begegnet! (I, 323). Geradezu erschütternd wirkt es, wie er in Nikolsburg, als der König auf seine maßvollen Vorschläge für die Friedensbedingungen nicht eingehn will, nach heftigem Streite das einermal im Weinkrampf zusammenbricht, das andremal sogar einen Augenblick an Selbstmord denkt, und der Kronprinz vermittelnd dazwischentritt (II, 43. 47). Wie plastisch herausgearbeitet sind auch die Figuren der Petersburger Hofgesellschaft in ihren drei auf einander folgenden, ganz verschiedenen Generationen (I, 219 ff.), oder der napoleonische Hof in Paris mit seinem Glanze und seinen plebejischen Sitten (I, 153 ff.)! Bilder derart erregen nur das Bedauern, daß diese Meisterhand nicht noch mehr ähnliche gezeichnet hat.

Ein besonders eigentümliches Element des Werkes sind die politischen Betrachtungen, die bald an einzelne Ereignisreihen angeknüpft werden, bald ganze Kapitel füllen und zusammen einen sehr beträchtlichen Teil des Ganzen ausmachen. In ihnen hat der Verfasser das Ergebnis eines langen, unvergleichlich erfolgreichen Lebens vor allem zur Belehrung für die Zukunft niedergelegt. So erörtert er im Anschluß an die Schilderung der Märztage von 1848, welche Möglichkeiten sich bei einer entschlossenern und klarern Haltung des Königs, der die Macht der Bewegung überschätzt, die der monarchischen Idee im Volke und Heere unterschätzt und zuviel Rücksicht auf „moralische Eroberungen“ in Deutschland genommen habe, der preußischen Krone für ihre deutsche Politik geboten hätten (I, 40 ff. 54 ff.). Zweimal, da, wo er I, 10 seine eignen Jugenderfahrungen in der Verwaltung bespricht, und wo er II, 179 f. auf die Verwaltungsreform des Grafen Friedrich Eulenburg 1877 eingeht, erörtert er die neue „Selbstverwaltung“ und findet, daß sie nur eine Verschärfung der alten Bürokratie sei, da sie den Landrat in einen reinen Regierungsbeamten verwandelt und damit die alten festen Beziehungen des Amtes zu dem Kreise zerstört habe. An die Erzählung von seinem Eintritt ins Ministerium 1862 knüpft er eine ausführliche Besprechung der schweren Versäumnisse in der auswärtigen Politik Preußens seit 1786, das nach 1806 überhaupt keine wirkliche Selbständigkeit gehabt habe und als eine Großmacht nur *cum grano salis* habe gelten können, nicht weil es ihm an innerer Kraft, sondern weil es der Regierung an preußischem Selbstgefühl gefehlt habe, vor allem unter Friedrich Wilhelm IV., den die Verantwortung für die damalige Politik in allen wesentlichen Stücken selber treffe. Erst Wilhelm I. habe sich allmählich unter seiner eignen Mitwirkung emanzipiert, auch von den nach der alten Richtung hindrängenden Einwirkungen seiner nächsten Umgebung (I, 270 ff.). Höchst merkwürdig ist die Erörterung über die Enttäuschung, die ihm der Reichstag und die Dynastien bereitet haben; die nationale Gesinnung der Dynastien habe er unterschätzt, die der deutschen Wähler

oder doch des Reichstags überschätzt (II, 309), und wie bitter resigniert klingt der Satz II, 58: „Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende (allgemeine) Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon freizumachen. Kann es das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, sobald es erst im Sattel säße, ein Irrtum gewesen.“ Leider ist sie, wie es scheint, wirklich ein Irrtum gewesen. Ein ganzes Kapitel, das 13., widmet der Verfasser dem Verhältnis der „Dynastien und Stämme“ zur nationalen Einheit. Er findet, bei den Deutschen sei die Anhänglichkeit an eine Dynastie Voraussetzung des praktischen Patriotismus. Darin liege die Bedeutung der Dynastien für den Zusammenhang der Nation, und da dieses Verhältnis, das bei andern Völkern nicht vorhanden sei, nun einmal eine reichsdeutsche Eigentümlichkeit sei, so müsse man mit ihm rechnen, so lange es kräftig sei. Daß die Bewegung von 1848/50 dies veräußert habe, sei ihr größter Fehler gewesen. Andererseits habe sich das dynastische Interesse unter das nationale Interesse zu beugen und dürfe nicht neue Zerspaltung verursachen, denn „das deutsche Volk und sein nationales Leben können nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt werden.“ Die einzelstaatliche Souveränität sei an sich „eine revolutionäre Errungenschaft auf Kosten der Nation und ihrer Einheit,“ und die Dynastien seien nur deshalb so mächtig geworden, weil sie die Kristallisationspunkte des deutschen Sondertriebes gewesen seien. Nach diesen Ausführungen wird wohl niemand mehr wagen dürfen, den Fürsten Bismarck, der immer genau danach gehandelt hat, als den prinzipiellen Beschützer jedes kleinfürstlichen Rechts und anderer sogenannter „Imponderabilien der Volksseele“ in Anspruch zu nehmen. Wie das Verhältnis zu Rußland immer im Vordergrund seiner Politik gestanden hat, so kommt er auch mehrfach in kürzern oder längern Betrachtungen darauf zurück, so II, 251 ff., wo er darauf hinweist, daß das 1879 geschlossene Bündnis mit Österreich durch gute Beziehungen Deutschlands zu Rußland befestigt, durch eine Entfremdung von diesem unsicherer gemacht werde und bei der Unberechenbarkeit der innern Entwicklung Österreichs thatsächlich auf zwei Augen stehe, so vor allem im 30. Kapitel über die „zukünftige Politik Rußlands.“ Er sieht ihren (europäischen) Hauptzweck in der nur mittelbaren Beherrschung der europäischen Türkei und in einem russischen Verschluß des Bosporus. Deutschland sei dem gegenüber in der vorteilhaften Lage, daß es keine unmittelbaren Interessen im Orient habe, und sei zugleich durch seine zentrale Stellung genötigt, einerseits alles zu thun, um einen Zusammenstoß mit Rußland zu vermeiden, der ihm auch im glücklichsten Falle nichts der Rede wert einbringen könne, andererseits Österreich nicht in die Arme Rußlands zu treiben; denn gelänge es diesem, Österreich zu gewinnen, so wäre die Koalition des Siebenjährigen Kriegs gegen uns fertig, da Frankreich immer gegen uns zu haben sein würde. Daher sei das höchste Interesse Deutschlands die Erhaltung des Friedens. Aus diesem Grunde sei er selbst, nachdem wir unsre Einheit

innerhalb der erreichbaren Grenzen hergestellt hatten, bestrebt gewesen, das Vertrauen aller Mächte zu der Gerechtigkeit und Friedensliebe des Deutschen Reichs zu erwerben und habe daher selbst berechnete Empfindlichkeit zurückgedrängt. Nachdrücklich weist er an einer andern Stelle (II, 258 f.) darauf hin, daß alle Staatsverträge nur Geltung haben *rebus sic stantibus*, auch der Dreibund, und daß daher das altpreußische *toujours en vedette* niemals vergessen werden dürfe. Man sieht, das ist eine sehr kluge, sehr weitsehende, sehr maßvolle Politik, aber es ist auch eine europäisch beschränkte Politik. Daß sie, nachdem Deutschland auf Grund und unter dem Zwange dessen, was eben sie für Deutschland errungen hat, in die Reihen der Weltmächte eingetreten ist, in jedem Falle ausreichen wird, das wird man schwerlich erwarten dürfen.

Wenn schon diese ausgedehnten Betrachtungen und die ganze Auswahl und Anordnung des Stoffes eine stark subjektive Färbung in das Buch bringen, so tritt dieser subjektive Charakter noch mehr hervor in dem Urteil über Personen und Dinge, abgesehen noch von dem unbewußten und im einzelnen schwer nachweisbaren Einfluß, den die Betrachtung von einem spätern Standpunkte aus darauf ausüben mußte. Denn es liegt über dem Werke nicht die abgeklärte Ruhe des philosophisch-gelassenen Beobachters, der auf die Vergangenheit als auf etwas Abgethanes zurückblickt, sondern es lebt in ihm die nachzitternde Erregung des großen Kämpfers. War doch das ganze Leben des Verfassers vom Eintritt in die politische Laufbahn 1847 bis an seinen Tod, fünfzig Jahre durch, ein ununterbrochener Kampf. Und mit wem hätte er nicht zu kämpfen gehabt! Er rang zuerst mit der Demokratie von 1848/49 für das starke Königtum und die Selbständigkeit seines Preußen, in Frankfurt a. M. mit dem Anspruche Österreichs um die Autonomie der preussischen Politik und die Gleichberechtigung seines Staats, als Minister wieder für das echte Königtum gegen ein parlamentarisches Regiment. Alle Parteien hat er auch später nach einander unter seinen Gegnern gesehen: die Konservativen, seine alten Genossen, die ihm bei dem unvermeidlichen liberalen Ausbau des Reiches und Preußens nicht folgen wollten, die Liberalen, die sich ihm versagten, als er an die nationale Wirtschaftspolitik ging, das neugebildete Zentrum, das die Hoheitsrechte des Staates bestritt und trotzdem dank der aufs bitterste von ihm empfundenen „Desertion“ des linken liberalen Flügels zu einer ausschlaggebenden Stellung gelangte, die Sozialdemokratie, die alle Grundlagen des Staats und der Gesellschaft verneinte und trotzdem immer wieder Bundesgenossen unter den „bürgerlichen“ Parteien fand. Und diese innern Kämpfe verflochten sich mit den auswärtigen gegen Österreich und die deutschen Mittelstaaten, gegen Dänemark und Frankreich, später um die Erhaltung und den Ausbau der europäischen Stellung Deutschlands. Denn alle Gegner Preußens und des Reichs fanden Bundesgenossen in seinem Innern.

Gegen seine deutsche Politik focht unter Friedrich Wilhelm IV. die konservativ-doktrinaire „Camarilla,“ unter der Regentschaft und in den ersten Jahren Wilhelms I. mit der parlamentarischen Demokratie thatsächlich verbündet eine starke höfische Partei, die an der Königin und dem Kronprinzen mit seiner Gemahlin eine Stütze fand, und diese Partei ist auch später so ziemlich in allen wichtigen Fragen seine entschiedne Gegnerin geblieben. Dazu wurde die Einheitlichkeit der Staatsleitung beständig von dem Partikularismus der Ressorts gestört, seine eigne Politik beständig gekreuzt, weshalb er diesen Verhältnissen in den Gedanken und Erinnerungen ein ganzes Kapitel, das 27., widmet. Selbst seines Königs und Kaisers war er unter diesen von allen Seiten beständig eindringenden Einflüssen nicht in jedem einzelnen Falle sicher; nur in beständigen Kämpfen konnten sich diese beiden starken Charaktere immer wieder zusammenfinden, und die große Frage, wie die Macht des Monarchen und des leitenden Ministers abzugrenzen sei, ist auch von Bismarck niemals grundsätzlich gelöst worden, weil sie unlösbar ist. Kurz der gewaltige Mann, der Deutschland einigte und Europa eine neue Ordnung auferlegte, ist, so wenig wie er jemals eine sichere Mehrheit im Reichstage erlangte, seiner amtlichen Stellung niemals ganz sicher gewesen. Er hat sie festgehalten mit aller Kraft, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Pflichtgefühl, aus Liebe zu seinem alten Herrn, als seines „Kaisers treuer deutscher Diener,“ als seines angestammten Königs altmärkischer Vasall.

Wie hätte ein solcher Mann zu einem objektiven sachlichen Urteil über seine alten Gegner gelangen können! Er identifiziert sich vielmehr so mit der Sache, die er vertreten hat, und die nur er so vertreten konnte, daß seine sachlichen Gegner als seine persönlichen Feinde erscheinen, und er will natürlich auch, daß seine Leser die Dinge so auffassen wie er selbst. Daher das herbe Urteil über fast alle, auch wenn sie dem Herrscherhause angehören. In der Art, wie er in dem 16. Kapitel „Danziger Episode“ den damaligen Kronprinzen behandelt, liegt etwas Schonungsloses, und man kann wohl fragen, ob das notwendig war; auch das Schlußkapitel „Kaiser Friedrich III.“ schwächt diesen Eindruck nur wenig ab. Viel herber noch und schwerlich gerecht wird durch das ganze Buch die Königin und Kaiserin Augusta behandelt; die stolze, kluge und auf ihren Einfluß eifersüchtige Dame erscheint die ganze Zeit hindurch als seine konsequenteste Gegnerin, die ihm seine Politik aufs äußerste erschwerte, da sich um sie alle Opposition, die liberale wie die konservative und klerikale, gewissermaßen krystallisierte (II, 286). Um so wohlthruender hebt sich die herrliche Charakteristik Wilhelms I. ab (Kap. 32), das schönste literarische Denkmal, das ihm gesetzt werden konnte, und das nur dieser Darsteller ihm setzen konnte.

Es ist das gute Recht aller Denkwürdigkeiten, also auch der „Gedanken und Erinnerungen,“ nicht nur die Persönlichkeit des Erzählers stark hervortreten zu lassen, sondern auch sein persönliches Urteil rückhaltlos zur Geltung

zu bringen. Eine objektive Geschichtsdarstellung bieten Memoiren nicht und bietet auch das Werk Fürst Bismarcks nicht. Aber gerade darin liegt sein Wert. Er beruht nicht in erster Reihe auf den neu mitgeteilten Thatsachen, sondern vor allem in dem Bilde, das wir von der alles überragenden Persönlichkeit des Erzählers erhalten. Wie er über die Dinge und die Menschen dachte und empfand, wie er sie behandelte, was er mit einer politischen Maßregel beabsichtigte, welche Erfahrungen er aus seiner Thätigkeit schöpfte, und welche Regeln sich ihm daraus für die Zukunft ergaben, kurz sein Wesen als Staatsmann, das ist selbst ein überaus wichtiger Teil der deutschen und der europäischen Geschichte, denn er hat sie selbst gemacht, so weit ein einzelner Mensch das überhaupt vermag. Und je stärker dabei seine Subjektivität hervortritt, je tiefer und persönlicher er die Gegensätze empfindet, mit denen er im Kampfe gelegen hat, desto mehr steigert sich die Teilnahme für ihn, ja oft regt sich geradezu das Gefühl tiefen Mitleids, nirgends mehr als da, wo er ganz schlicht, ohne irgend einen Zusatz erzählt (II, 122), wie Kaiser Wilhelm nach der Kaiserproklamation von Versailles, verstimmt über die gegen seinen Willen von Bismarck durchgesetzte Titulatur „Deutscher Kaiser,“ ihn ignorierte und an ihm vorüberging, um den hinter ihm stehenden Generalen die Hand zu reichen, an dem Tage, der zwei Jahrzehnte hingebender Arbeit des Ministers ruhmvoll abschloß! Denn tragisch trotz aller Erfolge ist wie im Grunde das Leben jedes großen Mannes auch dieses großartige Dasein gewesen. Dies ist der stärkste Eindruck, den das Buch hinterläßt. Der andre ist die Erkenntnis, wie unendlich verwickelt und schwierig es ist, einen großen Staat zu regieren, d. h. alle die widerstreitenden Elemente schließlich zu einheitlichem Wollen und Wirken zusammenzufassen. Wenn sich diese Erkenntnis recht vielen Lesern mitteilt, so wird das Werk wesentlich zu der politischen Erziehung der Deutschen beitragen, die noch sehr, sehr weit davon entfernt ist, abgeschlossen zu sein; sie wird mit Ehrfurcht vor dem Staate überhaupt und mit Bewunderung für den Genius erfüllen, der erst in beständigem Ringen, durch seine persönliche Arbeit vorhandne Möglichkeiten in Wirklichkeit umsetzte. Dieses Buch ist sein politisches Testament. Aber gerade deshalb ist es kein Volksbuch und soll es gar nicht sein, denn die große Politik ist nichts Volkstümliches. Es ist auch für gebildete Leser eine schwere Lektüre, die viel Kenntnisse und ernste geistige Mitarbeit voraussetzt. Möge es durch seinen Einfluß mitwirken an der Erziehung einer geistigen Aristokratie, die den deutschen Staat beherrschen muß, wenn er seine Aufgabe erfüllen soll!

